

Herzen im Verborgenen

Die
Gelehrte
und der
Rake

BEVERLEY OAKLEY

Herzen im Verborgenen





DIE GELEHRTE UND DER RAKE
EIN TÖDLICHES SPIEL ZUR WEIHNACHTSZEIT

HERZEN IM VERBORGENEN
BUCH ZWEI



BEVERLEY OAKLEY



Urheberrecht © 2026 bei Beverley Oakley

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung der Autorin unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, mit Ausnahme der Verwendung kurzer Zitate in Buchbesprechungen.

Das Cover wurde mithilfe von KI-generiertem Bildmaterial und Grafikdesign-Tools erstellt.

INHALT

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Epilog](#)

[Londoner Damen in Gefahr - Serie](#)

[Über die Töchter der Intrige-Reihe](#)

[Herzen im Verborgenen: Alle Bücher der Reihe](#)

[Über die Autorin](#)

KAPITEL 1



W eihnachtszeit. Jemima liebte sie – besonders an einem Tag wie diesem, unter einem strahlend blauen Himmel und in der klaren, schneidenden Winterluft.

Eine dicke Schneedecke dämpfte ihre Schritte, als sie mit einem Arm voller Mistelzweige durch den Wald zu dem kleinen Cottage ging, das sie mit ihrem Vater bewohnte.

Er würde entzückt sein über die reiche Ausbeute, mit der sie die behagliche Stube für die Feiertage schmücken konnten.

Noch glücklicher aber würde ihn stimmen, dass sie beschlossen hatte, Cousine Susans Vorschlag abzulehnen und im kommenden April nicht deren Tochter Lucy nach London zu ihrem gesellschaftlichen Debüt zu begleiten. Prunk und Bälle bedeuteten Jemima nichts. Und obwohl der Professor Cousine Susans Bemühungen gutgeheißen hatte, für Jemima eine vorteilhafte Partie zu finden, wusste sie, dass er insgeheim froh war, seine Tochter bei sich zu behalten. Für immer – so hatte sie es sich vorgenommen.

„Ben!“, rief sie, als sie die Stufen zum Haus hinauflief, in der Erwartung, der Lakai würde erscheinen und ihr die

Last abnehmen.

Zu ihrem Erstaunen blieb die Tür geschlossen, und das Haus lag in merkwürdiger Stille. „Mrs. Dawkins?“ Keiner der Bediensteten antwortete. Befremdet öffnete sie selbst die schwere Tür.

Der Flur lag im Halbdunkel. Gewöhnlich brannten um diese Zeit bereits die Kerzen, doch nur unter der Tür zur Bibliothek ihres Vaters schimmerte das Licht der Argand-Lampe hervor.

„Papa, sieh nur, was ich mitgebracht habe!“

Sie stieß die Bibliothekstür auf, blieb jedoch auf der Schwelle stehen, bis sich ihre Augen an das dämmrige Licht gewöhnt hatten. Jenseits des Aubusson-Teppichs blendete durchs Fenster die weiße Schneepracht. Normalerweise hatte Mary, das Hausmädchen, längst die Vorhänge zugezogen und das Kaminfeuer geschürt.

Jemima trat an den Kamin und ließ die Mistelzweige auf die polierte Marmorplatte fallen. Ihr Blick wanderte durch das Zimmer.

Etwas stimmte nicht.

Die Lieblingsgemälde ihres Vaters schienen von den Wänden herab auf sie hinabzublicken: Hannibal bei der Überquerung der Alpen und Capellas Predigt Johannes des Täufers. Im Raum glänzten Dutzende Glasaugen präparierter Tiere, die ihr Vater in früheren Jahren studiert hatte, bevor ihn die Entzifferung seines bedeutendsten Fundes ganz in ihren Bann gezogen hatte.

Ein Unterfangen, das inzwischen auch Jemimas Denken beherrschte.

Nichts schien verrückt, und doch lag Gefahr in der Luft. Ein unerklärliches Frösteln im Nacken warnte sie; dennoch trat sie weiter vor und rief zögernd: „Papa?“

Ein kaum hörbares Stöhnen lenkte ihren Blick zu den Schatten neben dem Schreibtisch. Mit einem Aufschrei sank Jemima neben dem ausgestreckten Körper des Professors auf die Knie und legte die Hand an seine Stirn. „Was ist geschehen?“

Er bewegte sich mühsam, vermochte sich aber nicht aufzurichten. In der Annahme, er habe einen Schlaganfall erlitten, ergriff Jemima seine kalte Hand, rieb sie warm – und spürte klebriges Blut.

„Papa, ich hole Hilfe!“, rief sie und wollte aufspringen, im Glauben, er habe sich beim Sturz an der Tischkante verletzt.

Doch er hielt sie fest. In seinen Augen lag nacktes Entsetzen, während seine Lippen unverständliche Worte formten. „Pst, Papa, schone deine Kräfte. Ich rufe jemanden. Wo sind die Bediensteten?“

„Nein, Jemima ...“, stieß er mit schwacher Stimme hervor. „Gefahr. Die Tontafel ... Du weißt, wo sie ist. Gib sie ihnen ... Rette dich.“

Ihr Herz hämmerte. Die Tontafel? Verlangte ihr Vater tatsächlich, sie solle einem Fremden das kleine, mit Inschriften bedeckte Relikt überlassen, das sie gerade entzifferte? „Wie kannst du so etwas sagen, Vater? Es ist dein Lebenswerk! Unser Lebenswerk!“ Nur ein einziger Besuch im British Museum fehlte noch, um die Zeichen zu deuten, die Gelehrte seit Jahrhunderten vor ein Rätsel gestellt hatten. Angst schnürte ihr die Kehle zu. Ihr Blick

glitt zu dem Gegenstand, der unter Papieren auf dem überladenen Tisch verborgen lag, während sie nach Geräuschen im Haus lauschte. „Papa, alles wird gut. Hilfe ist unterwegs.“

„Nein, Jemima ... du musst fliehen! Lass mich ... Rette die Tafel.“

Die Tafel preisgeben? Niemals! Und ihren schwer verletzten Vater im Stich lassen? Sie streckte die Hand aus, nahm das unscheinbare Tontäfelchen vom Schreibtisch und ließ es behutsam in die Schürzentasche gleiten. Dieses Fundstück hatte zwischen ihnen ein unzertrennliches Band geschmiedet. Gestern noch hatte sie ihn angefleht, sie auf die Expedition nach Konstantinopel mitzunehmen, um das Gold zu bergen, dessen Lage offengelegt würde, sobald sie den Text vollends übersetzt hatte. Natürlich ging es ihrem Vater nicht um Reichtum; sein Lohn war die wissenschaftliche Erkenntnis. Solange Professor Percy seiner Forschung nachgehen konnte, war er zufrieden.

Zu ihrem Bedauern hatte er dennoch erklärt, solche Reisen seien Männersache. Es gebe nur einen Mann, dem er die Tafel anvertrauen würde – einen Gelehrten mit der erlesensten Altertumssammlung Englands, der seit drei Jahren im Heiligen Land forschte. Sobald Jemima den Text übertragen habe, wollten sie diesen Mann in ihr Cottage an der Küste Norfolks laden, um eine gemeinsame Unternehmung im Namen der Krone vorzuschlagen.

„Ich werde die Tafel niemals herausgeben! Vater, ich muss Hilfe holen!“

Sein Griff um ihr Handgelenk verstärkte sich noch einmal – doch nur, um sie zum Zuhören zu zwingen.

„Jemand versteckt sich hier. Lauf, Jemima!“

Ein kalter Schauer packte sie. Jemand war im Raum. Sie sprang auf. Ihr Vater sprach solche Warnungen niemals leichtfertig aus.

Nun schienen all ihre Sinne geschärft. Ein stechender Geruch nach kaltem Schweiß und ungewaschenen Kleidern drang aus den Schatten. Mit jähem Entsetzen griff Jemima nach einem schweren Holzschrein am Kamin.

Gestern Abend hatten sie noch Weihnachtssänger ins Haus gebeten, die am Kamin gesungen und gelacht hatten.

Jetzt, in den Schatten hinter dem Kaminschirm, starrte sie in das Gesicht eines dieser Männer. Er hatte getanzt, ihren Gewürzwein getrunken und gelächelt. Nun war sein Mund zu einem grausamen Strich verzogen, seine Augen voll finsterer Drohung.

Der bloße Überlebensinstinkt ließ Jemima losstürmen. Durch den Stoff der Schürze umklammerte sie die Tontafel und rannte auf die Tür zu. Im selben Moment sprang der Hüne vor. Der Gestank von Schmutz und feuchtem Leinen schnürte ihr die Kehle zu. Ein Blick über die Schulter zeigte hervorquellende Adern an seiner Stirn und Geifer in seinem dunklen Bart, als er fluchte. Sie wich seinem greifenden Arm aus, rutschte mit ihren Pantoffeln über die Dielen und gewann Vorsprung.

Jemima rannte durch den Flur und schrie nach den Dienern. Doch die schwere Haustür klemmte für einen verhängnisvollen Herzschlag zu lang – schon packte er sie von hinten, riss sie auf die Steinstufen der Vortreppe, und ihr Kopf schlug hart auf.

„Lassen Sie mich los! Was wollen Sie?“, schrie sie und wehrte sich verzweifelt. Wenn es ihr nicht gelang, das Tontäfelchen in Sicherheit zu bringen, war alles verloren.

Jemima war keine körperliche Auseinandersetzung gewohnt; ihre Tage verbrachte sie über Büchern und mit Spaziergängen. Doch die Todesangst verlieh ihr ungeahnte Kräfte. Sie fuhr dem Angreifer mit den Fingernägeln ins Auge. Mit einem Schmerzensbrüllen schlug er ihr gegen den Kopf, packte sie grob, warf sie sich über die Schulter und stiefelte die schneebedeckte Auffahrt hinab in Richtung der Klippen.

„Ich soll dich und den Schotter mitbringen, also halt still!“, knurrte er. Da sie benommen war, verlangsamte er seinen Schritt höhnisch.

Ein warmer Schwall Blut lief über Jemimas Schläfe. Die Erinnerung an die Blutlache ihres Vaters schnürte ihr das Herz ab. Jemand hatte diesen Anschlag von langer Hand geplant – jemand, der von dem Geheimnis wusste, an dem sie und ihr Vater seit Jahren arbeiteten.

„Bitte, töten Sie mich nicht!“, wimmerte sie, als der Mann sie rücksichtslos in den Schnee schleuderte.

„Dann halt dein Maul, sonst bringe ich es gleich zu Ende. Seine Lordschaft will nur den Stein, auf dich kann er verzichten. Und ich erst recht! Gib ihn her!“, fauchte er und streckte die dreckige Hand aus. Jemima hatte die kleine Tafel inzwischen panisch in ihr Mieder geschoben.

Sein Blick verriet, dass er sie ohne zu zögern über die Klippe stoßen würde, sobald er hatte, was er wollte. Widerstrebend griff sie an ihren Ausschnitt und wandte den Blick von seinem lüsternen Grinsen ab. Sie zog das

Täfelchen hervor, hob den Arm und tat so, als wolle sie es über die Felskante in die schäumende Brandung schleudern. Die Nüstern des Mannes bebten vor Wut.

In diesem Moment drang wildes Hufgeklappern an ihr Ohr. Ein Reiter galoppierte in halsbrecherischem Tempo heran.

„Fassen Sie mich!“, hallte eine barsche Männerstimme durch den Wind.

Jemima überlegte nicht. Sie wich dem vorschnellenden Greifarm ihres Peinigers aus, sprang vor – und wurde von einem starken Arm im vollen Galopp emporgerissen. Für einen Moment schien sie durch die Luft zu fliegen, bis sie im Sattel vor dem Fremden landete. Er zog sie fest an sich, während der gewaltige Hengst die niedrigen Hecken nahm und auf die Landstraße zustürmte.

Erst als das Pferd in einen ruhigen Galopp verfiel, wagte Jemima aufzublicken. Der strenge, markante Zug im Gesicht ihres Retters milderte sich zu einem beruhigenden Lächeln.

„Gleich erreichen wir das *Dog and Whistle*“, sagte er leise über das Hufgetrappel hinweg. „Dort sind Sie fürs Erste in Sicherheit.“

Als ihnen ein zweirädriger Phaeton entgegenkam, drückte er ihren Kopf sanft nach unten, damit niemand ihr Gesicht sah. Eine Stunde zuvor war ihre Welt noch friedlich gewesen; nun befand sie sich auf der Flucht vor einem unbekannten Mörder.

Im Wirtshaus brachte man sie in ein privates Gemach. Jemima ließ sich erschöpft in einen Sessel am Kamin sinken. Der Fremde schien kein Schurke zu sein: Er trug

feinstes Tuch, seine Gesichtszüge waren aristokratisch, sein Auftreten ruhig und beherrscht.

„Ich nehme an, Sie sind Professor Percys Tochter“, begann er und setzte sich ihr gegenüber. „Mein Name ist Sir Richard de Vere. Ich wollte Ihren Vater aufsuchen – wir teilten die Leidenschaft für Altertümer. Gestern Abend, kaum dass mein Schiff aus Mesopotamien eingelaufen war, erfuhr ich, dass jemand nach dem Fund Ihres Vaters trachtet. Ich ritt sofort los, um ihn zu warnen. Doch ich kam zu spät.“

Er blickte sie voller Mitgefühl an. „Als ich eintraf, war eine Ihrer Mägde gefesselt im Schrank eingesperrt. Ich befreite sie, hörte von Ihrer Entführung und nahm die Verfolgung auf.“

„Mein Vater ...?“

„Er ist tot, Miss Percy. Es tut mir unendlich leid.“

Jemima starrte ihn fassungslos an. Sie konnte nicht einmal weinen; der Schock lähmte sie. Sir Richard rief nach Brandy, reichte ihr ein Glas und sorgte dafür, dass sie einen Schluck trank.

„Wer sind Sie wirklich, Sir?“, flüsterte sie. „Freund oder Rivale?“

„Ich war ein Freund. Als ich Ihren Vater das letzte Mal besuchte, waren Sie noch ein Kind. Später hörte ich von Ihrem außerordentlichen Talent bei seiner Arbeit.“

Ein Diener trat ein, stellte ein Tablett mit Braten und einer Karaffe Bordeaux ab und meldete sich als John, Sir Richards Leibdiener. Sir Richard wies ihn an, vor der Tür Wache zu halten.

„Wir können nicht in Ihr Haus zurück, Miss Percy“, erklärte Sir Richard eindringlich. „Nicht, bevor die Drahtzieher gefasst sind. Tragen Sie die Tontafel bei sich?“

Jemima zögerte. Konnte sie ihm trauen? Doch er wirkte aufrichtig besorgt.

„Ja, ich habe sie“, gestand sie leise. „Bitte wenden Sie sich ab.“

Sie griff in ihr Mieder und reichte ihm die kühle Tafel.

Sir Richard strich mit den Fingerspitzen über die eingemeißelten Zeichen. „Sie können diese Inschrift lesen?“

„Bis auf drei Zeichen. Ich hoffte, sie mit Hilfe des Steins von Rosetta im British Museum entschlüsseln zu können.“

„Ich besitze ein ähnliches Fragment mit zwei Schriften“, bemerkte er nachdenklich. „Diese Tafel birgt den Weg zu einem sagenhaften Schatz, nicht wahr?“

„Mein Vater wollte ihn niemals für sich beanspruchen“, entgegnete Jemima stolz. „Es ging ihm um das Wissen.“

„Ein edles Motiv. Doch der Mann, der Ihren Vater ermordete, handelte im Auftrag von jemandem, der skrupellos genug ist, über Leichen zu gehen. Solange wir diesen Feind nicht kennen, dürfen Sie nicht einmal Ihre Verwandten kontaktieren – Sie würden sie in tödliche Gefahr bringen.“

Jemima nickte beklommen, als Sir Richard aufstand, um für sie ein Zimmer und frische Kleidung zu organisieren.

„Ruhen Sie sich aus, Miss Percy. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Gentleman: Bei mir sind Sie sicher.“

Als sie kurz darauf in der schlichten Kammer stand und die bereitgelegten Dinge sah – Zahnpulver, ein feines

Nachthemd, Orangenblütenwasser und ein frisches Unterkleid –, empfand sie tiefe Erleichterung. Trotz des bitteren Schmerzes über den Verlust ihres Vaters gab ihr das Wissen Kraft, in Sir Richard de Vere einen Beschützer gefunden zu haben.

KAPITEL 2



*A*llein in ihrer Kammer saß Jemima auf der Bettkante und zupfte an dem schweren Reisemantel, den sie über dem Kleid von gestern trug. In der Nacht war Neuschnee gefallen, und die Luft war schneidend kalt. Immerhin war sie in solider Kleidung geflohen.

Doch die Erinnerung an jene Schreckensstunden rief das Bild ihres Vaters wach – wie er blutend und sterbend auf dem Teppich seines Arbeitszimmers gelegen hatte. Erneut schüttelte ein krampfhaftes Schluchzen ihren Körper.

Schließlich wusch sie sich mit kaltem Wasser das Gesicht, steckte das lose Haar auf und trat hinab in den Privatsalon zum Frühstück.

Sir Richard saß bereits am reich gedeckten Tisch am Fenster. Als sie eintrat, blickte er mit aufrichtigem Mitgefühl auf. Jemima drohte abermals die Fassung zu verlieren, als er leise sagte: „Heute ist Heiligabend, Miss Percy. Ich weiß, Ihr Vater hatte für heute Gäste geladen.“

Jemima nickte stumm. Vor ihrem inneren Auge sah sie Ben und Mrs. Dawkins, die treuen Dienstboten, die seit

ihrer frühesten Kindheit zum Haushalt gehörten und nun gewiss vor Sorge vergingen.

Sir Richard wirkte tief besorgt. „Ich habe über den Bekanntenkreis Ihres Vaters nachgedacht. Sie sind gewiss, dass er mit niemandem darüber sprach, wie nahe Sie beide der Entzifferung jener Tafel waren – jenes Fundes, der den Weg zu einem unermesslichen Schatz weisen soll?“

„Hundert Truhen voller Goldmünzen. Darauf deuteten die Zeichen hin.“ Jemima starrte hinaus in das weiße Schneetreiben, ehe sie Sir Richard ansah. „Mein Vater starb wegen hundert Truhen Gold, die zum Ruhme Englands bestimmt waren“, sagte sie mit bitterem Ton.

„Fällt Ihnen ein Rivale unter den Gelehrten ein, der skrupellos genug wäre, für diesen Fund zu morden?“

Jemima biss sich auf die Unterlippe und blickte auf seine Hand hinab, die sich nun tröstend und warm um die ihre schloss. „Es tut mir leid, Ihnen in Ihrem Schmerz weitere Fragen aufzubürden, Miss Percy“, murmelte er sanft.

Noch nie war Jemima die physische Gegenwart eines Mannes so bewusst gewesen. Doch er hatte ihr das Leben gerettet und wachte über sie. Die Güte seiner Züge, der sanfte Schwung seiner Lippen und das tiefe Mitgefühl in seinem Blick entzündeten in ihr ein Gefühl, das weit über bloße Dankbarkeit hinausging.

Gewiss schickte es sich für eine Dame von Stand nicht, allein mit einem unverheirateten Gentleman zu weilen. Doch Sir Richard hatte vorausschauend für Schicklichkeit gesorgt: In der Ecke saß die schwerhörige, uralte Mutter des Wirts, kaute zahnlos vor sich hin und ließ gemächlich die Stricknadeln klappern.